

Das Zauberwort deutscher Einwanderungspolitik heißt »Integration«. Ihre praktische Ausgestaltung findet sie in der »Integrationskursverordnung«, die 2005 mit dem damaligen Zuwanderungsgesetz in Kraft trat. Je nach »Integrationsbedürftigkeit« hängen amtliche Zahlungen oder Sanktionen vom Besuch eines »Integrationskurses« ab, der sich aus einem 600stündigen Sprachkurs und einem 100stündigen »Orientierungskurs« zusammensetzt. Soweit die Fakten.

Ein genauerer Blick auf die Lehrmaterialien dieser Kurse zeigt schnell, dass es dabei nicht allein um Spracherwerb oder das Zurechtkommen in einer neuen Umgebung geht. Scheinbar harmlose, manchmal lustige Karikaturen oder Sprechblasen buchstabieren soziale Verhaltensregeln und Umgangsformen in alltäglichen Situationen aus – ein Vorgang, der als »Wertevermittlung« beschrieben wird: »Man schenkt keinen Hund«, stellt etwa eine Übungsaufgabe zum Pronomen »man« klar, als diskutiert wird, welche Geschenke in Deutschland für die Einweihungsparty einer Wohnung angemessen sind. Lernkapitel wie »Der gute Ton« kontrastieren einen bürgerlichen Verhaltenskodex mit einem potentiellen kulturellen Fehlverhalten, das es vorbeugend abzuwenden gilt: »Man muss immer leise sein«, heißt es dann etwa, oder: »Schmutzige oder kaputte Kleidung ist in Deutschland nicht akzeptabel.«

Christine Lemke, die selbst als Dozentin für Migrantinnen arbeitet, und der Künstler und Autor Achim Lengerer haben mit ihrem Sammelband »Man schenkt keinen Hund« nun »nichteinvernehmliche Texte, Interviews und Bildstreifen« herausgegeben, die aus einer Reihe von Ausstellungen hervorgegangen und ein unabdinglicher Metakommentar zum Umgang mit den offiziell vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge zugelassenen Lehrwerken für die »Integrationskurse« sind. Das Buch will »das Lehrmaterial aus seinem fixierten Bedeutungsraum herauslösen« und so die darin eingeschriebene Politik sichtbar und kritisierbar machen. Es ist eine längst überfällige Analyse deutschen Erziehungs- und Disziplinierungswahns.

»Integration, wie ich, wie wir sie wahrscheinlich alle gelernt haben, basiert auf dem Konzept der leeren Hände, das heißt: auf der Vorstellung, dass die, die sich integrieren sollen, nichts mitbringen außer ihren Nöten und sich ihre Herkunft abgewöhnen müssen wie eine schlechte Gewohnheit. Bei uns spuckt man nicht auf den Boden. Deshalb ist der Boden so schön sauber. Bei uns wischt man sich den Po nicht mit Wasser, sondern mit Klopapier. Deswegen ist der Po so schön dreckig«, schreibt die Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal in einem Beitrag des Buchs. Vielstimmig-

Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, Ernst Bloch schrieb davon. Wir leben, so der Philosoph, im Hier und Jetzt, mit den Resten von Anno Dunnemals und dem Vorschein einer kommenden Zeit. Dem kann man zustimmen und Blochs Denken eine hübsche Alltagsaugenblicklichkeit seines ansonsten aus der hohen Luft geschöpften »Prinzip Hoffnung« bescheinigen. »Die Zeit«, schrieb er, »fault und kreißt zugleich. Der Zustand ist elend und niederträchtig, der Weg heraus krumm.« Und, so folgerte der alte Fuchs, es gehe darum, »das bewegte Jetzt breiter zu machen«. Also nicht enger, bereiter! Nicht rückwärts-gewandt – vorwärts!

Kann man das hören? Türlich. Weshalb zur chronometrischen Vermes-



Die Rute nicht vergessen: Deutsche Gründlichkeit im Schaubild

Der Boden sauber, der Po dreckig

Deutsche Heimeligkeit: Das Buch »Man schenkt keinen Hund« durchleuchtet den Lehrinhalt von »Integrationskursen«. **Von Hannes Klug**

keit ist Teil des Konzepts von »Man schenkt keinen Hund«, eine »Politik des geteilten und teilenden Sprechens«. Wie verletzend, ausgrenzend und diskriminierend zunächst unschuldig wirkende Lehrinhalte sein können, wird in den Kursen selbst, hört man denjeni-

von den Migrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte. Migrantinnen und Migranten sind und bleiben unsichtbar und erscheinen als Problemfall eines einheitlichen Nationalstaats. Ihnen werde, wie Mark Terkessidis in seinem Buch »Interkultur« (2011) schrieb, die

nahme des (noch) Nichtzivilisiertseins; ein Begriff mit speziellen bürgerlichen, erzieherischen und kolonialen Bedeutungen und Aufladungen.« Gleichzeitig werde vermittelt, dass »Deutsche« anderen Verhaltensweisen gegenüber keine Toleranz aufbringen würden oder könnten.

»Man schenkt keinen Hund« setzt auf einen künstlerischen wie diskursiven Zugang, macht verklassulierte und implizierte Rassismen transparent und begegnet der verkleideten Disziplinierungslogik behaupteter »Integration« in Bildern, Gesprächen und Texten methodisch vielseitig. »Für mich war/ist die künstlerische Bearbeitung eine Form der tätigen Zurückweisung, als Deutschlehrerin in diese homogenisierende Nationalprojektion eingemeindet zu werden«, erklärt Christine Lemke. Vielleicht ist dies das bessere Lehrwerk über das Deutschsein, das hiermit in allen »Integrationskursen« zur Pflichtlektüre werden sollte.

■ Man schenkt keinen Hund. Hrsg. v. Christine Lemke in Zusammenarbeit mit Achim Lengerer, Archive Books, Berlin 2020, 168 Seiten, 15 Euro

„Migrantinnen bleiben unsichtbar und erscheinen als Problemfall eines einheitlichen Nationalstaats.“

gen zu, die sie besuchen, kaum reflektiert. So geht es dort mitnichten um die Ängste und Sorgen vieler nichtweißer Menschen, die sich nicht erst seit den jüngsten rassistischen Ausschreitungen in Deutschland verunsichert fühlen und Angst haben. Weder in der Nachbarschaft noch am Arbeitsplatz, weder im Blumenladen noch im Supermarkt etwa finden sich in Abbildungen schwarze Kolleginnen oder Kunden. Die Deutschbücher, arbeitet dieser Band überzeugend heraus, führen eine absurde deutsche Heimeligkeit vor, unberührt

Rolle einer »Störung im Normablauf der Gesellschaft« zugeschrieben, die erst durch Eingliederung, also »Integration« und somit eine einseitig zu erbringende Leistung beseitigt werden könne.

Deutsch als zu lernende Fremdsprache, analysiert Aretha Schwarzbach-Apithy anhand einer Lektion mit dem Namen »Bei uns und bei euch«, werde aus dem Fokus gedrängt zugunsten eines Regelwerks, das »andere« identifiziere und als untragbar für die Aufnahmeordnung annehme: »Die Konstruktion der Wissenslosigkeit (...) entspricht der An-

Eine Zeitfrage Das Duo Ikoqwe mixt HipHop mit traditioneller angolischer Musik

sung Ikoqwe antreten. Hinter dem Namen stecken Coqwe, der in Angola geborene Musiker Pedro Coquenao, und Iko, der angolische Rapper und Aktivist Luaty Beirao. Wenige deutsche Hörer nur dürften mit angolischer Musik vertraut sein, noch weniger mit

angolanischem HipHop, dessen Szene das Duo entstammt. Angolanische Musik ist uns wahrscheinlich von allen afrikanischen Musiken die fremdeste.

HipHop andererseits scheint anschlussfähig zu sein, also mixt das Duo Soundschnipsel von traditioneller angolischer Musik aus den 1950er Jahren mit Dubeffekten, gesampelten Radioklängen, Basstieftönen, Drumgeschepper und Grummelsprechgesang in Englisch, Portugiesisch und dem angolischen Slang Umbundu. Da meine Umbundukenntnisse eingerostet sind, kann ich die Angaben, die Texte handelten vom Neokolonialismus und sozialer Ungerechtigkeit, nicht mehr so genau nachprüfen.

Allein, die Musik, elf Titel ohne Rhythmuswechsel, ohne eine erinne-

rungswürdige melodische Floskel, lässt am Sinn der Übung zweifeln, bei der die Musiker zudem auf die alberne Idee kamen, sich als Zeitreisende aus der Zukunft auszugeben. Ne, das klingt doch ziemlich oldschoool. Der Vorschein der Zukunft sollte sich frischer anhören – aber wer weiß, vielleicht sind Ikoqwe in Angola der »Hottest shit in town«, und nur der hochgezüchtete deutsche Kritiker hört die Signale nicht? Da müsste ein angolischer Bloch ran und erklären, ob diese Musik ein ziemlich krummer Weg aus der Misere ist und ob sie vielleicht doch hilft, das »bewegte Jetzt breiter zu machen«.

Harald Justin

■ Ikoqwe: »The Beginning, the Medium, the End and the Infinite« (Crammed Discs/Pias/Indigo)

Dieses eine Riff

Der Gitarrist Hilton Valentine ist tot. Der Mitbegründer der britischen Rockgruppe The Animals starb am Freitag, wie das Label der Gruppe am Sonnabend bestätigte. Valentine wurde am 21. Mai 1943 in North Shields, Northumberland, geboren und gründete die Band 1963 zusammen mit Sänger Eric Burdon, Bassist Chas Chandler, Organist Alan Price und Schlagzeuger John Steel. Ihr größter Hit wurde eine Coverversion des Bluesstandards »House of the Rising Sun« (1964) – Valentines einleitendes Gitarrenriff ist weltberühmt, sein Einfluss auf den Bluesrock nicht zu überschätzen. Nach weiteren Hits wie »Don't Let Me Be Misunderstood« und »We Gotta Get Out Of This Place« zerbrach die Band 1966. In den folgenden Jahrzehnten fand sie nur zeitweise und nicht in voller Originalbesetzung wieder zusammen. (jw)

Bühne frei

Aus Protest gegen den Kulturlockdown hatten zahlreiche französische Theater am Sonnabend für einige Stunden geöffnet. In vielen Fällen wurde die Aktion »Théâtres Ouverts« von der Polizei unterbunden, manchenorts jedoch geduldet. »Warum können wir morgens die U-Bahn nehmen und arbeiten, aber danach nicht in eine Ausstellung? Warum ist es gefährlicher, in ein Kino zu gehen als in den Supermarkt?« erklärte etwa der Bürgermeister von Marseille, Benoît Payan. Der zivile Ungehorsam geht auf eine Initiative von 40 kleineren Theatern zurück. (jw)

Zum Trost

Nach 88tägiger Schließung werden die Vatikanischen Museen am Montag wieder für Besucher geöffnet. Das teilten die Päpstlichen Galerien am Wochenende mit. Interessierte müssen sich vorab online registrieren. Museumsdirektorin Barbara Jatta hatte den Schritt bereits Mitte Januar angekündigt. Die erfolgreichen Onlineangebote wie die Serie »Kunst, die tröstet«, würden jedoch fortgeführt, so Jatta. Die italienische Regierung hatte vor kurzem erlaubt, Museen und Ausstellungen in Regionen mit niedrigem Ansteckungsrisiko wieder zu öffnen, der Vatikan orientierte sich an dieser Vorgabe.

Ab Montag können auch in Polen wieder Museen und Kunstgalerien besucht werden. Das hatte das Gesundheitsministerium am Donnerstag entschieden. Die Infektionslage sei weitgehend stabil. Auch Einkaufszentren dürfen dann unter Hygieneauflagen öffnen. (jw)